

Eine Begegnung in den Dünen

Nun waren auch die letzten Spaziergänger in die Wärme und zu den Lichtern der Stadt heimgekehrt. Der Strand von Eckernförde lag leer und kalt und öde vor mir. Ich würde nicht zum Licht gehen. Ich würde hier am Strand bleiben. Im Dunkeln. Im Kalten. Im eisigen Wind, der nun auffrischte. Es machte mir nichts aus. Ich war angekommen. In mir selbst. Mein Unterwegssein war ein Heimkehren, Schritt für Schritt, obwohl ich laut Meinung mancher Ärzte seit zweieinhalb Jahren gar nicht mehr da sein dürfte.

»Ein halbes Jahr vielleicht«, sagten die Ärzte damals, vor drei Jahren. Doch ich war immer noch da. Vor einem Monat hatte ich erfahren, dass die Medizin nun endgültig nichts mehr für mich tun könne. Mit den Worten: »Kommen Sie wieder, wenn die Schmerzen zu stark werden«, war ich aus dem Krankenhaus entlassen worden. Seitdem ging es mir stetig besser. Schritt für Schritt. Und ich hatte noch eine Menge Schritte vor mir. Rom hieß mein Ziel.

Die Dämmerung war schon fortgeschritten, als ich an dem langen Sandstrand endlich eine Mulde in den Dünen gefunden und alle Vorbereitungen für die Nacht getroffen hatte. An diesem fünften Abend meiner Wanderung liefen meine Handgriffe fast schon routiniert ab. Mit ruhigen Atemzügen blies ich meine orangefarbene Luftmatratze auf, schlüpfte in den Schlafsack und vergrub mich tief in ihm. Obwohl der Wind immer stärker blies, machte es mir nichts aus, unter freiem Himmel zu schlafen. Ich sah eine Menge Sterne und Möwen, die wie Segelflieger auf unsichtbaren Rutschbahnen hoch- und niedersausten, sich in atemberaubenden Sturzflügen Futter streitig machten und ihr Vergnü-

gen mit krächzenden Lauten in die kalte Luft hinausschrien. Dazu das rhythmische Rauschen und Klatschen der Ostseewellen. Weiß aufschäumende Kronenwälle am Strand ...

Und da war noch etwas ... Täuschten mich meine Augen? Nein, sie täuschten mich nicht. Ich war nicht der einzige Mensch in dieser unwirtlichen Nacht am Strand. Da saß jemand. Im Schneidersitz. Nah am Wasser. Etwa vierzig Schritte entfernt von mir. Ich rutschte noch etwas tiefer in meinen Schlafsack, doch die Gestalt an den Wellen ließ mir keine Ruhe. Fast war es, als rufe sie mich. Dabei sah ich nur ihren Rücken. Eine Frau? Sicher, eine Frau. Es ist überhaupt nicht meine Art, fremde Frauen anzusprechen. Doch ich spürte einen so starken Drang, zu ihr gehen, dass ich etwas tat, was ich nie zuvor im Leben gemacht hatte. So, wie der Wind die Möwen trug, wurde ich getragen von einem tiefen Gefühl der Gewissheit: Steh auf! Geh zu ihr! Du wirst sehen, warum.

Wochen später würde ich diese Entscheidung – mich aus dem Schlafsack zu winden und zu der jungen fremden Frau zu gehen – als eine erste wichtige Station auf meiner langen Reise begreifen. Ich war nicht nur unterwegs zu mir. Ich war auch unterwegs zu den Menschen, und mit dieser Einstellung kamen die Menschen zu mir. Ich habe mich gerufen gefühlt. Oder – wie ich es später ausdrücken würde: geführt. Doch davon wusste ich noch nichts, als ich mich wie magisch angezogen der fremden Gestalt am Wasser näherte. Zwei, drei Meter von ihr entfernt blieb ich stehen. Ich merkte, dass sie mich wahrgenommen hatte, doch sie gab mir kein Zeichen. Dennoch fühlte ich mich nicht unwillkommen. So fragte ich nach einer Weile: »Darf ich in Ihren Kreis eintreten?«

Die Frau antwortete nicht.

Ich spürte fast körperlich, wie sehr sie mit ihren eigenen

Gedanken beschäftigt war. Es war, als würde sie etwas sehr Wichtiges in Gedanken hin und her wälzen. Obwohl die Frau mir nicht antwortete, blieb ich stehen. Komischerweise kam mir das nicht seltsam vor. Seltsam war eher, dass ich zu der Frau gegangen war. Mein Schlafsack war gerade warm geworden. Und nun wartete ich in der Kälte. Im Kreis einer Fremden. Ich hatte zu ihr gehen *müssen*. Es war, als stünde ich neben mir selbst. Oder war der, der da neben mir stand, der Wirkliche? Dem ich nun zum ersten Mal begegnete, hier in Eckernförde. Oder ein Teil von mir? Einer jener Teile, für die es in meinem bisherigen Leben keinen Platz gegeben hatte, weil ich immer nur funktionierte? Einer jener Teile, die nun den Raum einnahmen, den der Krebs in mich gefressen hatte?

Die sitzende Frau gab mir ein Zeichen, so schnell und so klein, dass es leicht zu übersehen gewesen wäre, eine Geste wie eine Frage, wie ein Versuch. Ich setzte mich neben sie. Wir sprachen nicht. Wir saßen einfach nebeneinander im weichen weißen Sand der Ostsee. Die Wellen rollten und brachen sich, das Wasser gurgelte, die Möwen krächzten und der Wind pff und säuselte. Wir schauten in eine Richtung aufs Meer hinaus. Sahen über die Bucht hinweg zu den flackernden Lichtern der Stadt, wo sich Autoscheinwerfer träge bewegten. Eckernförde ist eine schöne Stadt, und sicher gab es dort viele behagliche Wohnungen mit Terrinen voller dampfender Suppe auf liebevoll gedeckten Tischen. Abendbrotzeit. Und ich? Saß am Strand in der Fremde neben einer Fremden, die nun plötzlich das Wort an mich richtete mit einer jungen, ein wenig heiseren Stimme.

»Warum sind Sie zu mir gekommen? Ich möchte allein sein. Allein mit dem Meer und den Dünen.«

Obwohl ihr Tonfall brüsk klang, spürte ich: meine

Gesellschaft war willkommen. Ich hatte mich ihrer würdig erwiesen mit meinem Schweigen. In wenigen Worten sagte ich ihr, dass ich ein Wanderer sei auf dem Weg nach Rom und hier am Strand Quartier genommen habe für eine Nacht. Ich sagte, dass ich sie nicht stören wolle, es habe mich einfach gedrängt, zu ihr zu gehen und vielleicht meine Hilfe anzubieten. Ich könnte sie aber auch wieder allein lassen.

»Nein, nein«, sagte sie schnell, »bleiben Sie. Bitte.«

Und so saßen wir wieder und schwiegen und wurden immer vertrauter in diesem Schweigen. Nach langer Zeit, als der Vorhang der Nacht über die Dämmerung gefallen war, begann sie plötzlich zu sprechen. Ohne Punkt und Komma. Sie redete zu mir, als würden wir uns ewig kennen, und einmal glaubte ich, mir das alles nur einzubilden, so als würde ich ihre Gedanken lesen, denn genauso offen sprach sie. Sie erzählte mir ihre ganze Lebensgeschichte und ihren großen Kummer. Von ihrem Mann, der sie nicht verstand, und den beiden Söhnen in der Pubertät, für die sie anscheinend nur die Putzfrau und Köchin war. Von ihrem Kollegen, der sie mobbte. Von ihrer Mutter, der sie es nie recht machen konnte. Von ihrer gestorbenen Katze und den Schulden wegen der Eigentumswohnung. Und dass sie sich so allein fühle. Dass niemand ihr helfen würde. Dass alle immer nur etwas von ihr forderten und sie würde funktionieren und rennen wie ein Hamster im Rad und am liebsten würde sie Schluss machen, endlich einmal Ruhe haben, sie sei mit ihren Kräften am Ende und deshalb sei sie zum Meer gegangen. Um eine Insel zu finden. In sich selbst oder irgendwo, das Meer sei immer da, wenigstens darauf sei Verlass. Schon als Kind habe sie hier Trost gesucht und neuen Mut gefunden. Schon als Kind habe sie sich geborgen gefühlt im immer gleichen Puls des Wassers, der niemals wirklich gleich sei, man müsse

genau zuhören, dann würde man erkennen, was das Meer einem zu erzählen habe: Es sei immer etwas anderes. Plötzlich rief sie dem Wind entgegen »Die sollen mal sehen, wie es ohne mich ist!«, und dann schwieg sie erneut, als hätte dieser Ausbruch sie erschreckt.

Mich hatte er seltsamerweise nicht erschreckt, und ich dachte, dass auch ich das Wegsein übte. Weg von meiner Familie. Damit sie sehen, wie es ist, ohne mich. Aber nicht, weil sie mich vermissen sollen. Sie sollen lernen, ohne mich zu leben. Sie sollen sich vorbereiten auf die Zeit, in der ich nicht mehr da sein werde.

»Und Sie?«, fragte die Frau mich plötzlich.

Ich suchte noch nach Worten, da fuhr sie schon fort: »Wer nachts allein am Strand sitzt, der hat ein Päckchen zu tragen. Das ist so.«

»Mein Päckchen ist in mir drin«, erwiderte ich, »Krebs.«

Kaum hatte ich das ausgesprochen, tat es mir leid. Ich hatte auf dieser Wanderung nicht von meiner Krankheit sprechen wollen und dies bisher strikt eingehalten. Ich wollte kein Mitleid und keine Sonderkonditionen wegen des Krebses. Ich wollte behandelt werden wie ein einfacher Wanderer auf dem Weg nach Rom. Doch in dieser Nacht am Strand war es richtig, von meiner Krankheit zu sprechen. Das spürte ich deutlich und so erzählte ich der jungen fremden Frau davon, die nun ihrerseits neben mir sitzen blieb und zuhörte, und dieses Zuhören brachte Worte und Sätze in mir hervor, die ich so noch nie ausgesprochen hatte. Ich sann darüber nach, ob es leichter sei, manche Dinge mit fremden Menschen zu besprechen, die dann gar keine Fremden mehr sind, sondern in diesen Augenblicken vielleicht sogar die Nächsten. Ich begann ganz vorn. Es kam mir vor, als wären die ersten fünf Tage meiner Reise eine Vorbereitung gewesen auf diese Begegnung am Strand, wo ich der

fremden Frau die Geschichte meiner Krankheit erzählte, wie ich sie nie zuvor betrachtet hatte. Ich begann dort, wo ich noch geglaubt hatte, gesund zu sein – obwohl ich schon damals ahnte, dass etwas mit mir nicht stimmte. Dreieinhalb Jahre lang dies nun zurück.



Es war im Herbst 2003, und wie immer zu dieser Jahreszeit unternahm ich eine Wanderung mit meiner Frau Sigrid. Beim Wandern konnte ich am besten abschalten von meiner fordernden Arbeit als Gärtnermeister. Das sagte auch meine Frau oft: »Jetzt kann ich mit dir reden. Jetzt hörst du zu.« Wir sind schon immer zusammen gewandert und haben auch jeden Sonntag zu Wanderungen genutzt – zum Leidwesen unserer drei Töchter, die das mit zunehmendem Alter nicht mehr so spannend fanden; da halfen auch die Lagerfeuer und die gegrillten Würstchen nichts.

Mit meiner Frau war ich in jenem Herbst auf dem Rennsteig in Thüringen unterwegs. Aha, jetzt merke ich das Alter, dachte ich, wenn ich mich beim Anstieg schwertat. Wahrscheinlich bin ich überlastet. Das wird der Kreislauf sein. Ich bin eben nicht mehr der Jüngste, dachte ich. Immerhin war ich schon zweiundsechzig. Ich schob meine Schlappeheit auf das Alter und die Umstände. Eine gewisse kleine Stimme in mir, die wollte ich nicht hören. Die Stimme, die flüsterte: Da stimmt etwas nicht! Es ist nicht das Alter. Es ist nicht der Kreislauf. Es ist etwas anderes. Etwas Schlimmes. Großes.

Ich wollte meine Frau nicht beunruhigen und verschwieg ihr meinen Zustand, was gut gelang. Sigrid ist ein Stück kleiner als ich. Wir haben einmal gezählt: Wenn ich 100 Schritte mache, macht sie 112. So wanderte sie hinter mir und merkte nicht, wie sehr ich mich anstrengte. Oder sie wollte es nicht merken. Oder ich konnte es perfekt verstecken. Ich

versteckte es auch nach dem Urlaub, bis das Schwächegefühl immer lähmender wurde und ich schließlich Blut im Stuhl entdeckte. Aber es passierte nicht jeden Tag. Also noch ein bisschen gewartet, ehe ich mir bei unserem Hausarzt einen Termin geben ließ. Der überwies mich in die Klinik, wo ich einige Tage lang von Kopf bis Fuß untersucht wurde und Bekanntschaft mit mehr Apparaten als Ärzten machte.

Es war ein Freitagnachmittag im November 2003, und meine Frau verspürte während des Blumengießens plötzlich den Impuls, in die Klinik zu fahren. Obwohl kein Besuch verabredet war. Wir wollten eigentlich erst am Abend telefonieren. Sie musste einfach, wie sie mir später erzählte. Wenn man so lange verheiratet ist, hat man eine besondere Verbindung. Meine Frau kam in dem Moment, als drei Ärzte im Krankenhausflur auf mich einsprachen. Oberarzt, Stationsarzt und Chirurg. Sie hatten alles schon in die Wege geleitet für eine Operation am Montag.

»Ich will nach Hause«, sagte ich.

»Das ist völlig ausgeschlossen«, widersprachen sie.

»Über das Wochenende versäumt mein Mann in der Klinik doch nichts«, stand meine Frau mir bei.

»Ihr Mann kann jederzeit einen Darmverschluss bekommen«, sagte einer der Ärzte. »Er befindet sich in akuter Lebensgefahr. Schon an der nächsten Ampel kann es passieren.«

»Ich gehe trotzdem«, sagte ich. »Auf eigene Verantwortung.«

Ich wusste, wie es in mir aussah. Ich hatte meinen Feind selbst gesehen. Schön sah er aus: ein leuchtender Strahlenkranz. Es war bei der Darmspiegelung am Vormittag gewesen. Ich hatte auf eine Betäubung verzichtet, war neugierig und wollte alles mitbekommen. Auf dem Monitor konnte ich die Untersuchung verfolgen. Die Sonde mit der Kamera

fuhr den Dickdarm empor ... und auf einmal ging es nicht weiter: Wilde schneeweiße Wucherungen versperrten den Weg in mein Inneres. Von wegen grau und hässlich! Ich war fasziniert von diesem hell leuchtenden Strahlenkranz. Die Untersuchung wurde abgebrochen. Was hinter den Wucherungen lag – das wusste niemand, doch der Strahlenkranz sprach eine deutliche Sprache. Es sah nicht gut aus für mich. Das war mir klar. Und noch etwas war mir klar: Ich würde mich nicht bedingungslos der Schulmedizin ausliefern.

Anstatt am Montag ins Krankenhaus zurückzukehren, suchte ich gemeinsam mit meiner Frau meinen Hausarzt auf. Von ihm wollte ich wissen, was auf mich zukommen würde, wenn ich einer schulmedizinischen Behandlung zustimmte. Man hatte mich im Krankenhaus zwar aufgeklärt, jedoch hatte dieses Gespräch, gespickt mit medizinischen Fachausdrücken, mehr Fragen als Antworten hinterlassen.

»Ich will ganz genau wissen, was mir blüht, wenn ich mich im Krankenhaus behandeln lasse«, sagte ich zu meinem Hausarzt.

»Zuerst eine Operation mit Entfernung des betreffenden Darmabschnittes«, begann er. »Anschließend Chemotherapie, eventuell Bestrahlung ...«

Allein das Wort Chemotherapie forderte meinen Widerstand heraus. Eine Operation konnte ich mir gerade noch eingehen lassen. Alles Folgende nicht. Im Innersten war ich davon überzeugt, dass durch eine Chemotherapie meine gesunden Organe schwer geschädigt werden würden.

»Das mach ich nicht mit«, entfuhr es mir.

»Es mag sein, dass die Chemotherapie anderen hilft«, ergänzte meine Frau dem Arzt gegenüber in versöhnlicherem Tonfall. »Aber man muss daran glauben.«

»Und deshalb würde sie bei mir überhaupt nicht anschlagen«, stellte ich fest. »Mir würde sie nicht helfen, weil ich

ihr nicht vertraue. Meiner Ansicht nach ist Chemotherapie Gift für den Körper!«

An der Miene meines Arztes konnte ich deutlich ablesen, was er von meinem Halbwissen hielt. Schon früher hatte er sich gelegentlich über meine Frau und mich amüsiert, weil wir uns für alternative Heilmethoden und Ernährungsfragen interessierten. Für mich war der aktuelle Stand der Wissenschaft bloß der Stand des neuesten Irrtums. Alle paar Jahre ändert sich alles. Mein Hausarzt fasste meine fehlende Begeisterung angesichts der mir bevorstehenden schulmedizinischen Behandlung als persönliche Kränkung auf. Dabei wollte ich ihm doch nur klarmachen, dass dieser Weg der falsche für mich war. Als mein langjähriger Arzt hätte er das eigentlich wissen müssen, auch wenn ich ihn nicht allzu oft aufsuchte. Argumente wurden hin- und hergeschoben. Die Fronten waren klar.

»Ich gehe nicht zurück ins Krankenhaus«, beendete ich die Diskussion.

Mein Arzt ritt eine letzte Attacke. Sie zielte direkt ins Herz meiner Frau, an sie wandte er sich: »Da Ihr Mann so unbelehrbar ist, liebe Frau Peipe, kann ich Ihnen jetzt schon meinen Besuch in etwa einem halben Jahr ankündigen. Ich werde dann den Totenschein für Ihren Mann ausstellen.« Meine Frau schluckte schwer, sagte aber nichts. Sie stand an meiner Seite. Felsenfest und unbeirrbar wie seit sieben- undvierzig Jahren.

Wir fuhren nach Hause, und ich begann meine eigene Therapie. Sie bestand hauptsächlich aus Rohkost und Darmspülungen. Insgesamt sechzig Stück machte ich im nächsten Jahr. Allerdings muss ich gestehen, dass ich mich im Dschungel der Methoden zur Krebsbehandlung sehr oft verlaufen habe, auf der Suche nach meinem eigenen Weg.

Ich bin überzeugt, dass man seine Selbstheilungskräfte am besten ankurbelt, wenn man das tut, was zu einem passt. Zu dem ganzen Leben, das man gelebt hat. Aus Kostengründen konnte ich allerdings nicht jede Behandlung durchführen, die mir logisch erschien. Meine Krankheit war trotzdem eine Sonderausgabe, die unser Budget enorm belastete. Wir mussten also sparen. Meine wunderbare Frau ist eine großartige Hauswirtschafterin, die mit geringsten Mitteln köstliche Speisen zuzubereiten weiß. Unser Garten lieferte uns genügend Obst und Gemüse, um auch unsere Rohkost abwechslungsreich zu gestalten. Ich war fest davon überzeugt, das Richtige zu tun. Keine Schulmedizin, sondern heilpraktische Behandlungen und Rohkost.

Zuerst ging es mir dann auch ein wenig besser. Dennoch zeichnete sich schnell ab, dass ich meinen großen Wunsch, fünfzig Berufsjahre vollzumachen, nicht erfüllen konnte. Nach achtundvierzig Berufsjahren musste ich den vorzeitigen Ruhestand beantragen. Eine neue Situation, mit der ich überraschend gut zurechtkam. Ich hatte ja auch keine andere Wahl. Ich las viel, und in der ersten Zeit konnte ich auch noch kleinere Spaziergänge unternehmen und meiner Frau im Haus und Garten helfen.

Doch dann wurde ich schwächer und schwächer. Es geschah schleichend. Ich wollte es selbst nicht wahrhaben, ich wollte die Prognose meines Hausarztes widerlegen. Ein halbes Jahr hatte er mir gegeben. Ich lebte darüber hinaus. Und noch ein halbes Jahr und noch ein halbes Jahr und noch ein halbes Jahr – und auf einmal war ich zweieinviertel Jahre über die genannte Zeit hinaus immer noch da.

Doch nun ging es dramatisch bergab mit mir. Schon nach wenigen Schritten musste ich eine Pause machen. Wenn ich vom Keller nach oben wollte, kroch ich auf allen vieren. Mein Leben schien sich dem Ende zuzuneigen. Faszinierend

fand ich dabei, wie wach und klar mein Kopf war. Mein Körper war erledigt, da machte ich mir nichts vor. Doch mein Kopf, der arbeitete wie gewohnt.

Ich bereitete mich auf den Abschied vor. Vervollständigte mein Testament und leitete alles in die Wege, was getan werden musste. Manchmal wurde ich gefragt, wie es mir damit gehe. Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte. Ich machte eben das, was erforderlich war. Ich akzeptierte, dass es so war, wie es war. Ich wollte Haltung bewahren. Weil ich schon immer Haltung bewahrt hatte. Da konnte ich gar nichts dafür. Man ist halt so, wie man ist. Wenn ich in den Spiegel schaue, möchte ich nicht wegsehen müssen.

Drei Jahre nach der Diagnose las ich in der Zeitung von einem Krebsberatungszentrum, das in unserer Nähe eröffnet hatte. An Heilung glaubte ich nicht, aber ich wollte mich mental wieder auf Vordermann bringen. Dieser jämmerliche Zustand war unerträglich für mich. Ich brauchte Kraft für die letzte Etappe, so dachte ich.

Jeder Patient wurde im Krebsberatungszentrum von einem Arzt, der seine Praxis außerhalb des Hauses hatte, untersucht. Es war schon dunkel im Zimmer, als dieser Arzt mich begrüßte und nach seiner Untersuchung verkündete: »Herr Peipe, es tut mir leid, aber Sie können nicht hierbleiben, sonst werden Sie zum ersten Todesfall des Zentrums.«

Der Mann gefiel mir. Ich bin ein Freund klarer Worte.

»Das sehe ich schon ein«, erwiderte ich, »dass mein Tod eine denkbar schlechte Werbung für das neueröffnete Krebszentrum wäre.«

»Ihnen fehlt Blut«, erklärte mir der Arzt. »Sie brauchen Hilfe. Und das muss jetzt ganz schnell gehen.«

Am nächsten Tag schon befand ich mich im Krankenhaus. Mein Hämoglobinwert lag bei 3,5. Normal wäre 16

bis 18 gewesen, dies errechnet sich individuell nach Körpergröße, Gewicht und Alter.

»Eigentlich dürfen Sie nicht mehr leben«, munterte mich eine junge Ärztin auf. »Nur weil der Krankheitsverlauf bei Ihnen schleichend stattfand, konnte sich Ihr Körper daran gewöhnen. Wäre dieser niedrige Hämoglobinwert durch einen starken Blutverlust – vielleicht bei einem Unfall – entstanden, könnte ich Sie jetzt gar nicht mehr pieksen beziehungsweise Sie würden es nicht mehr spüren.«

»Dann wäre mir aber wirklich was entgangen«, versuchte ich mitzuhalten.

Am ersten Tag in der Klinik bekam ich sieben Bluttransfusionen. Am nächsten Tag noch mal zwei. Mit jedem Tropfen Blut ging es mir besser. Täglich, stündlich. Ich blühte förmlich auf. Hatte wieder so etwas wie eine Gesichtsfarbe. Eine Woche lang wurde ich aufgepäppelt, dann erlitt ich den Darmverschluss, der mir drei Jahre zuvor prognostiziert worden war. Entsetzliche Schmerzen weckten mich. Immerhin: Es gab keinen besseren Ort, an dem mir dies hätte passieren können. Ich bekam sofort die Hilfe, die ich brauchte. Außerdem war es klar, dass ich nun keiner Operation mehr entkommen konnte. Am nächsten Tag war es so weit.

Als ich aus der Narkose erwachte, spürte ich den Beutel. Darauf war ich vorbereitet. »Vielleicht müssen wir Ihnen einen künstlichen Darmausgang legen«, hatte mich der Chirurg aufgeklärt. Den Beutel hatte ich also bekommen. Genommen hatte man mir einen Meter Darm, man hatte Krebswucherungen von der Blase entfernt und den Darmausgang durch die Bauchdecke nach außen verlegt. Das alles war nicht schön. Aber ich hatte einen Aufschub erhalten. Ich durfte weiterleben.



»Der künstliche Ausgang ... haben Sie den jetzt noch immer?«, fragte die junge Frau am Strand.

Ich nickte.

»Das muss doch furchtbar beschwerlich sein!«, rief sie.

»Man gewöhnt sich an alles«, erwiderte ich lapidar.

»Haben Sie denn nicht mit Ihrem Schicksal gehadert?«

Ich überlegte eine Weile. Die Frage war mir schon einige Male gestellt worden. Ich hatte sie stets verneint. Ich hatte meine Situation so akzeptiert, wie sie war. Doch hier am Strand in Eckernförde wollte ich noch einmal neu darüber nachdenken, denn in diesem Gespräch erschien mir so vieles anders ... vorbestimmt.

»Es gab keinen anderen Weg für mich«, sagte ich schließlich. »Es war so, wie es war, und ich wollte versuchen, das Beste daraus zu machen. Allerdings hatte ich damals die große und berechtigte Hoffnung, dass der Darm zurückverlegt werden kann. Dass ich nicht bis an mein Lebensende mit dem Beutel würde herumlaufen müssen. Bei der Reha habe ich eine Reihe von Menschen kennengelernt, denen war der Darm zwar zurückverlegt worden – doch der Schließmuskel versagte. Das ist noch viel schlimmer, weil dann alles unkontrolliert in die Wäsche geht. Viele dieser Patienten wären froh gewesen, wenn sie einen künstlichen Ausgang gehabt hätten.«

»Und bei Ihnen?«, fragte die junge Frau. Wärme und Mitgefühl in der Stimme. Kein Mitleid. Das machte sie noch sympathischer.



Wie auf einer Leinwand zogen die Bilder vor mir über das Meer: mein zweiter Krankenhausaufenthalt drei Monate nach der ersten Operation. Ich hatte auf einen baldigen Termin gedrängt. Ich wollte kein halbes Jahr verstreichen

lassen bis zur Rückverlegung des Darms, immer das Gespenst des nicht mehr funktionierenden Schließmuskels vor Augen. Die Ärzte wollten lieber noch warten. Mein Körper müsse sich erst von der schweren Operation im November 2006 erholen. Ich blieb hartnäckig. Nach einigen gründlichen Untersuchungen zeigten sich die Ärzte plötzlich zuversichtlich: »Herr Peipe, das sieht sehr gut aus bei Ihnen. Wir können das wahrscheinlich gut zusammennähen. Vom Rektum her müsste es passen. Sie sind ein Glückspilz!«

Ende Februar 2007 – ich fühlte mich stark genug dafür, hatte fleißig an meiner Kondition gearbeitet und ein sehr schönes Weihnachtsfest im Kreis meiner Familie erleben dürfen – wurde ich erneut operiert. Ich war voller Hoffnung, dass ich bald schon wieder ein normales Leben ohne die lästigen Beutel würde führen können. Doch als ich aus der Narkose aufwachte, spürte ich ihn an meinem Bauch. Ein Alptraum? Mit meinen Händen taste ich danach. Kein Traum. Jede Hoffnung mit einem Schlag zunichte.

Am nächsten Tag erfuhr ich die Details. Wie eine weiße Wolke standen die Ärzte um mein Bett. Erneut war ein Stück Darm entfernt worden, aber längst nicht genug. Metastasen überall. Da sei nichts mehr zu machen, es tue ihnen leid. Und dann: »Wenn die Schmerzen kommen, Herr Peipe, dann sind wir natürlich für Sie da.«

»Okay«, sagte ich, räusperte mich, »dann mach ich noch was.«

Die weiße Wolke nickte und waberte weiter.



Mehr erzählte ich der jungen Frau nicht. An dieser Stelle wäre es mir nämlich ein wenig peinlich geworden. An dieser Stelle war Kurt Peipe selbst abgerutscht. Drei Stunden lang ungefähr, in ein ziemlich tiefes, dunkles Loch. Das war

am 28. Februar 2007 gewesen. Einen Monat später, am 29. März, hatte meine Reise begonnen. Und nun, am fünften Tag, saß ich am Meer neben der fremden Frau, die mir mittlerweile wie eine vertraute Freundin erschien.

»Sie konnten nicht so weitermachen wie bisher«, sagte sie bedächtig. »Sie wissen, dass Sie vielleicht nicht mehr viel Zeit haben. Manchmal glaubt man, man hat noch viel Zeit, und es kann genauso schnell zu Ende sein. Das darf man nie vergessen. Dass es immer und jederzeit zu Ende sein kann, und wie beurteilt man dann sein Leben ...« Sie fragte nicht mich. Sie fragte sich selbst. Und vielleicht das Meer.

»Genau deshalb bin ich losgegangen«, sagte ich. »Weil ich noch etwas machen wollte und weil ich vorher meistens das gemacht habe, was eben so gemacht werden musste. Ich habe einfach nicht darüber nachgedacht. Ich habe funktioniert.«

»Das heißt, dass die Krankheit Sie aufgeweckt hat?«

»Gern wäre ich gesund«, erwiderte ich aufrichtig. »Trotzdem wüsste ich jetzt im Moment keinen anderen Ort, an dem ich lieber wäre als hier. Aber ich bin hier, weil ich den Krebs habe. Ohne den Krebs würde ich nicht neben Ihnen sitzen. Ohne den Krebs hätte ich Sie gar nicht kennengelernt, weil ich Sie ohne den Krebs überhaupt niemals angesprochen hätte.«

»Sie wollen jetzt aber nicht, dass ich sage, ich sei froh darum?« Sie lächelte ein wenig. Wie zur Probe. Hübsch sah das aus. Und ganz gelöst. Ihr Gesicht wirkte anders als noch vor einer Stunde, und das erkannte ich, ohne das Gesicht deutlich zu sehen; ich ahnte es eher. In unserem Gespräch hatte sich etwas gelöst. Bei ihr und auch bei mir.

So saßen wir nebeneinander im Schutz der Dunkelheit, geborgen unter dem Sternenhimmel und am Meer und auch geborgen in unserer Zweisamkeit. Lange saßen wir so da.

Bis die Frau in ihre Jackentasche griff und ein Handy herauszog. Während sie ein paar Tasten drückte, schaute sie mir unentwegt in die Augen. Und dann sagte sie nur einen einzigen Satz: »Liebling, ich komme jetzt nach Hause.«

Zum Abschied reichte sie mir ihre Hand. Sie war warm und trocken.

»Danke«, sagte sie. »Danke für alles.«

Als ihre schlanke Gestalt in der Dunkelheit verschwand, ließ sie mich als reichbeschenkten Menschen zurück.